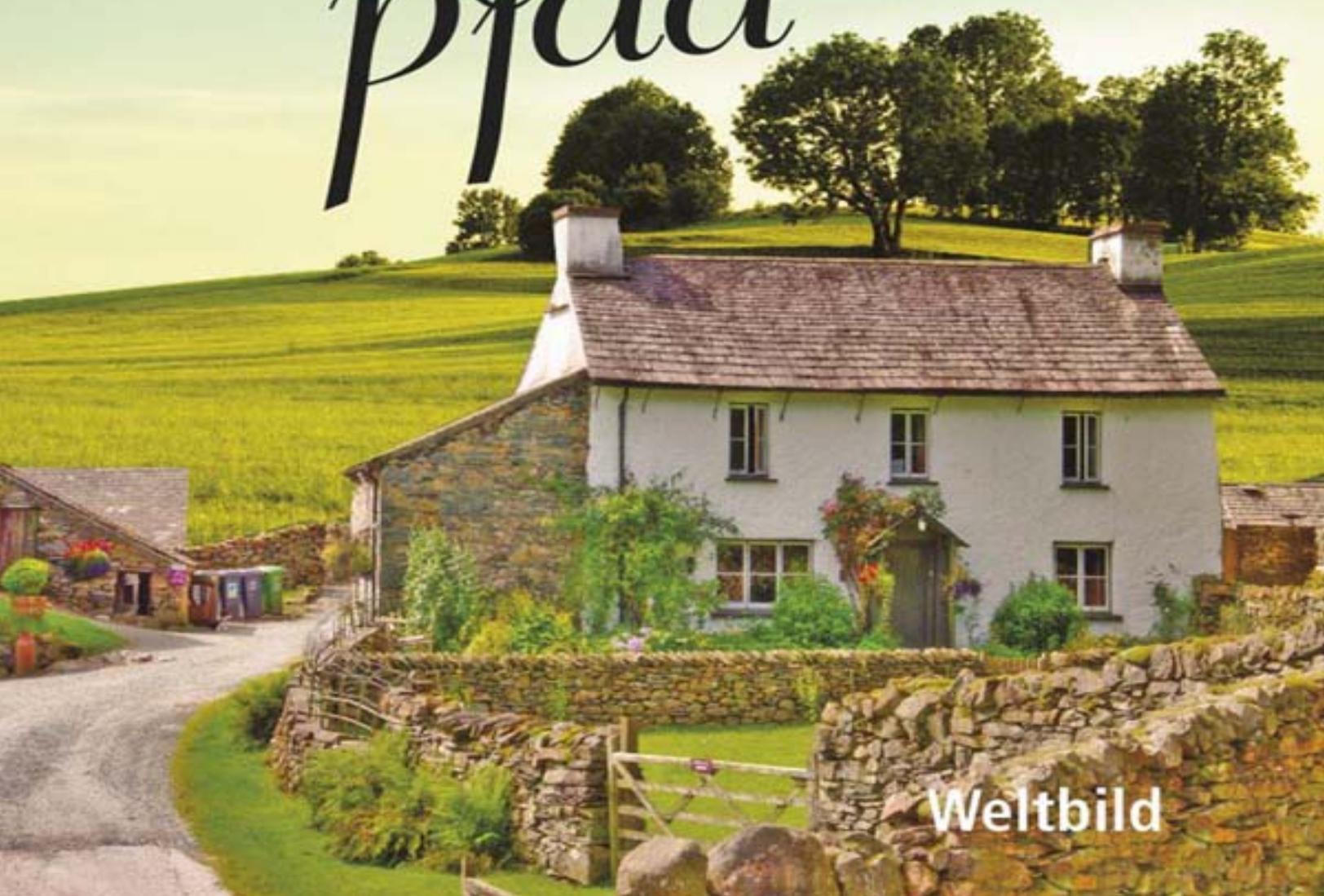




Kitty
Ray

Orchideen- pfad



Weltbild

Bedingungslose Liebe und die Kraft der Vergebung

Lila ist erst siebzehn, als sie sich in Archie verliebt und mit ihm nach Afrika geht. Doch der Traum von einer Farm in Kenia währt nur kurz. Archie stirbt bei einem Jagdunfall, ohne seine Tochter Hope je gesehen zu haben. Mit ihrer kleinen Tochter und einem einzigen Koffer kehrt Lila zurück nach Europa. Dort wird ihr neues Leben auf eine harte Probe gestellt und Lila muss Enttäuschungen, Wut und Einsamkeit aushalten. Als ihr droht, ihre Tochter zu verlieren, erkennt Lila, welche Opfer die Liebe fordern kann.

Kitty Ray

Orchideenpfad

Roman

Aus dem Englischen von Claudia Feldmann

Weltbild

Die Autorin

Kitty Ray studierte an der London St. Martin' s School of Art und arbeitete lange Zeit als Modedesignerin. Heute lebt sie mit ihrem Mann und ihren Söhnen in einem Cottage aus dem siebzehnten Jahrhundert in Suffolk.

Besuchen Sie uns im Internet:

www.weltbild.de

Genehmigte Lizenzausgabe © 2015 by Weltbild Retail GmbH & Co. KG, Steinerne Furt, 86167 Augsburg

Copyright der Originalausgabe © 2006 by Kitty Ray

Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2006 by Ulstein Buchverlage GmbH, Berlin / Marion von Schröder Verlag

Übersetzung: Claudia Feldmann

Covergestaltung: Atelier Seidel - Verlagsgrafik, Teising

Titelmotiv: © Thinkstockphoto

E-Book-Produktion: Datagroup int. SRL, Timisoara

ISBN 978-3-95569-666-5

Kapitel 1

Im Herbst 1929, nachdem sie über zwei Jahre lang keinen Kontakt zu ihren Eltern gehabt hatte, nahm Flora Perl allen Mut zusammen und besuchte sie mit ihrem Mann und ihrem kleinen Sohn.

»Und wenn wir ein kleines bißchen lügen?« schlug sie vor, während sie durch Londons Außenbezirke fuhren. »Wir könnten ihnen doch sagen, er heißt Alex – nur am Anfang, verstehst du, bis Pa sich an den Gedanken gewöhnt hat –«

»Nein!« Oskar packte das Lenkrad fester und verzog wütend das Gesicht. »Er heißt Axel. Schämst du dich etwa des Namens, den wir beide für ihn ausgesucht haben?«

»Nein ...« Der Säugling bewegte sich in Floras Armen, und sie wiegte ihn sanft. »Nein, natürlich nicht. Ich glaube nur, es würde das Ganze etwas einfacher machen –«

»Wieso? Wieso sollte eine Lüge irgend etwas einfacher machen?«

Sie beugte sich über den Kleinen und küßte seine pralle Wange. »Du hast ja keine Ahnung, wie sehr Pa alles haßt, was mit Deutschland und den Deutschen zu tun hat. Und schließlich haben wir ihn ja nach Will und Alex genannt, oder nicht?« Axel Wilhelm Perl, nach William und Alexander, Floras Zwillingsbrüdern, die 1915 – Flora war damals erst acht Jahre alt – bei Ypres gefallen und dort Seite an Seite begraben waren.

»Den Namen Wilhelm haben wir auch wegen meines Vaters genommen«, erinnerte Oskar sie. »Und wenn wir schon die Namen ändern, soll ich mir dann auch einen neuen zulegen? Soll ich Russe werden – Genosse Perlewitsch vielleicht? – oder Österreicher oder Schweizer?«

»Sei nicht böse. Ich wollte doch nur –«

»Ich war dreizehn, als deine Brüder gestorben sind.« Er berührte den winzigen, rosigen Fuß seines Sohns und lächelte, als der Kleine die Zehen bewegte. »Ich bin ebenso wenig schuld an ihrem Tod wie du oder unser Sohn, und ich werde mich nicht als etwas ausgeben, was ich nicht bin, nur um die Gefühle deines Vaters zu schonen. Ich habe auch Menschen in diesem schrecklichen Krieg verloren – einen Onkel, zwei Cousins und den Geschäftspartner meines Vaters, was dazu führte, daß das Unternehmen bankrott ging und mein Vater schwer krank wurde. Soll ich deshalb ganz England für seinen Tod verantwortlich machen?«

»Nein«, protestierte Flora, »ich versuche nur, eine Szene zu vermeiden –«

»Dann hättest du deine Mutter vielleicht warnen sollen, daß wir kommen, damit sie ihn darauf vorbereiten kann.«

»Nein«, entgegnete Flora. »Dies ist die einzige Möglichkeit. Wir müssen ihn überraschen, ihm keine andere Wahl lassen, als dir gegenüberzutreten und sich selbst davon zu überzeugen, daß du kein Feind bist.« Sie hatte an dem Tag, als Oskar um ihre Hand angehalten hatte, an ihre Eltern geschrieben, um ihnen die Neuigkeit mitzuteilen und ihren Vater um seinen Segen zu bitten, doch er hatte ihr postwendend in einem verletzenden, gehässigen Brief zurückgeschrieben, wenn Du Dich mit diesem Mann einläßt, bist Du nicht länger meine Tochter, als wäre Oskar ein Mörder oder etwas ähnlich Schlimmes.

»Arme Flora«, sagte Oskar, »du hättest lieber einen Engländer heiraten sollen.«

Danach herrschte betretenes Schweigen.

Das Wetter wurde immer schlechter, je weiter sie nach Norden kamen, und obwohl es September war, fühlte es sich eher an wie Januar. Immer wieder beschlugen die Scheiben, so daß Oskar von innen wischen mußte, um die Straße sehen zu können. Axel wurde unruhig und fing an zu wimmern.

»Halt bitte mal an«, sagte Flora. »Er ist hungrig.« Oskar fuhr auf den Grasstreifen, lehnte sich zurück und rieb sich über das Gesicht, als könne er seine Müdigkeit einfach wegwischen.

»Ich verstehe nicht, warum wir uns das antun müssen«, sagte er, während Flora ein Handtuch über ihre Knie breitete und begann, Axels Windel zu wechseln. »Warum geben wir deinem Vater, mit dem du seit über zwei Jahren kein Wort gesprochen hast, noch einmal Gelegenheit, mich zu beleidigen?«

»Weil ...« Flora knöpfte ihre Bluse auf und erschauerte, als die kalte Luft auf ihre nackte Haut traf. »Weil meine Eltern einen Enkel haben, den sie überhaupt nicht kennen. Und weil mir, seit ich selbst ein Kind habe, klargeworden ist, wie schwer es für sie gewesen sein muß, meine Brüder zu verlieren, und wie grausam es war, vor allem gegenüber meiner Mutter, einfach wegzulaufen, anstatt dazubleiben und ihnen zu helfen.«

Neun Jahre älter als sie, waren Will und Alex nicht wie Brüder, sondern eher wie entfernte Cousins gewesen, zumal sie den größten Teil von Floras Kindheit im Internat verbracht hatten. Sie war Papas Liebling gewesen, hatte es genossen, im Zentrum der Aufmerksamkeit zu stehen, während sie weg waren, und es gehaßt, wie ihr Vater (ein Mann, dem seine Söhne über alles gingen, wie sie mittlerweile begriffen hatte) die beiden Jungen bevorzugte, wenn sie zu Hause waren. Erst jetzt, da sie selbst Mutter war, konnte sie die Verzweiflung verstehen, die ihre Eltern bei ihrem Tod überwältigt hatte. Vor allem Wilfred war vor Schmerz fast wahnsinnig geworden, hatte das Gut vernachlässigt, mit seinen Nachbarn Streit angefangen und wie ein verwundetes Tier seine Familie attackiert, so daß Gertrude gezwungen war, ihre eigene Trauer beiseite zu schieben, um ihn zu besänftigen. Alles, was ihn an seine toten Söhne erinnerte – Fotografien, Bilder und Bastelarbeiten, der Spieltisch, an dem Alex seinen Bruder regelmäßig in Schach und Dame geschlagen hatte – war weggeräumt worden; er hatte die Pferde verkauft und die Kricknetze hinter den Ställen abmontiert. Der Springbrunnen aus Bronze in der Einfahrt, in dem die Jungen an heißen Sommertagen so gerne geplantscht hatten, war abgestellt worden; die Bediensteten, die nicht sofort entlassen worden waren, hatten sich bald eine andere Stellung gesucht, da sie die Launen ihres Dienstherrn nicht länger ertragen konnten, und Gertrude hatte sich schweren Herzens dazu durchgerungen, das Klavierspiel aufzugeben, ihre liebste Beschäftigung, weil der Klang Erinnerungen an William wachrief, der als Junge ebenfalls gespielt hatte, und ihren verzweifelten Mann in hilflose Raserei versetzte.

Nur ein Erinnerungsstück hatte Wilfred behalten: Alexanders Revolver, der ihm nach dessen Tod zugesandt worden war. Er polierte ihn unablässig und pflegte ihn sorgfältig für den Fall, daß er eines Tages Gelegenheit bekäme, sich an denen zu rächen, die seiner Meinung nach am Tod seiner geliebten Söhne schuld waren. Als Flora, gerade achtzehn

geworden und als Stenotypistin ausgebildet, eine Stelle in London angeboten worden war, hatte sie die Gelegenheit sofort genutzt, um der vergifteten Atmosphäre zu Hause zu entfliehen.

»Liebes, bitte sag das nicht«, hatte ihre Mutter traurig entgegnet, als Flora ihr vorwarf, sie sei ihr doch ganz egal. »Ich liebe dich von ganzem Herzen, aber ich muß mich in erster Linie um deinen Vater kümmern. Eines Tages, wenn du selbst verheiratet bist, wirst du das verstehen ...«

»Es ist Zeit, das Kriegsbeil zu begraben«, sagte Flora jetzt, streichelte über Axels Haar, dicht und dunkel wie das seines Großvaters, und genoß das rhythmische Saugen seines Mundes an ihrer Brust. »Wir müssen einander vergeben, von beiden Seiten. Pa wird sich schon besinnen, wenn er seinen Enkel sieht«, fügte sie voller Zuversicht hinzu. »Ganz bestimmt.«

Beim Anblick der kleinen Hände, die sich öffneten und schlossen, während Axel seinen Hunger stillte, breitete sich wieder ein Lächeln auf Oskars Gesicht aus. »Hoffentlich hast du recht«, sagte er. »Aber ich warne dich, ich werde nicht dableiben, um mich beleidigen zu lassen. Wie weit ist es noch?«

»Nur ungefähr zwanzig Meilen.«

»Gut. Ich brauche etwas frische Luft.« Er öffnete den Wagenschlag, stieg aus und ging ein Stück über den Seitenstreifen, eine große, schlaksige Gestalt, die im hohen Gras strauchelte, den Kragen hochgeschlagen, das Haar vom kalten Wind zerzaust.

»Granny Gertrude wird begeistert von dir sein«, murmelte Flora in Axels Ohr. »Und Grandpa Wilfred auch. Und er wird auch deinen Daddy mögen, wenn er ihn erst mal kennenlernt, das verspreche ich dir.« Schließlich war es mittlerweile vierzehn Jahre her, seit Will und Alex gefallen waren – da hatte Pa doch bestimmt seinen Privatkrieg beendet.

Oskar kam wieder zum Wagen zurück, die Schultern gegen die Kälte hochgezogen, die Hände tief in den Jackentaschen vergraben, die Stirn gerunzelt. Auch damals, als sie ihn zum erstenmal erblickt hatte, bei der Weihnachtsfeier ihrer Firma vor einigen Jahren, hatte er die Stirn gerunzelt, doch als sie einander vorgestellt wurden, war aus dem Runzeln ein Lächeln geworden, und seine blauen Augen hatten aufgeleuchtet, als hätte jemand dahinter eine Lampe eingeschaltet. Er hatte ihr das Gefühl gegeben, schön zu sein, etwas Besonderes, ganz anders als ihr normales, alltägliches Ich, und sie hatte das Lächeln sofort erwidert.

Er war seit knapp einem Monat in London; seine Mutter hatte ihn dorthin geschickt, angeblich um sein (bereits flüssiges) Englisch zu verbessern, in Wirklichkeit jedoch, um ihn vom Tod seines Vaters abzulenken, der mit seinen neunundvierzig Jahren erschreckend früh gestorben war. Bereits eine Woche nachdem sie sich kennengelernt hatten, beschloß er, seinen Aufenthalt zu verlängern, ein Jahr später waren sie verheiratet, und bis zu dem Moment, als Flora diese Fahrt nach Suffolk vorgeschlagen hatte, war zwischen ihnen nie ein böses Wort gefallen. Jetzt stritten sie sich, und es war ihre Schuld.

»Du hast recht«, sagte sie, als er wieder in den Wagen stieg und einen Wirbel feuchtkalter Luft mit hereinbrachte, »es war eine dumme Idee – er heißt Axel, und dabei

bleibt es auch, versprochen.«

Sie fuhren um Ipswich herum, die Hauptstadt der Grafschaft Suffolk, und bogen dann Richtung Nordwesten von der Hauptstraße ab, über die Eisenbahnschienen und den Fluß, auf eine schmale Landstraße. Es begann zu regnen, ein sanfter, schräg herabfallender Nieselregen, der wie ein Schleier über die Felder trieb; die Reifen platschten durch die Pfützen, die Scheibenwischer quietschten und schnarrten, und Axel schlief endlich wieder ein.

»Wir sind fast da.« Flora wandte den Blick ab, als sie an der Kirche oben auf dem Beer Hill vorbeikamen, wo ihr Vater ein steinernes Denkmal zur Erinnerung an die heldenhaften Verdienste ihrer Brüder im Ersten Weltkrieg hatte errichten lassen. »Es ist gleich um die Ecke. Da, auf der rechten Seite – kannst du das Pförtnerhaus sehen?« Sie beugte sich vor und wischte mit ihrem Ärmel über die beschlagene Scheibe. »Oh!« stieß sie aus und lehnte sich schockiert wieder zurück.

»Was ist?« Oskar bremste so abrupt, daß sie sich mit einer Hand am Armaturenbrett abstützen mußte. »Was ist passiert?«

Es sah schlimm aus, viel schlimmer, als sie es in Erinnerung hatte. Das Gras überwucherte die unteren Streben des offenen Tores, Winde hatte sich um das Gitter geschlungen und verdeckte halb das Motto der Familie Seddon, Resurgam – Ich werde wiederauferstehen –, mit dem das Wappen geschmückt war, und am Fuß der hohen steinernen Pfosten drängten sich Brennesseln, Weidenröschen, Feuernelken und Giersch. An einer der eisernen Querstreben hing ein derbes Holzbrett, auf dem ein handgemaltes Schild befestigt war. PRIVATGRUNDSTÜCK, stand darauf, BETRETEN VERBOTEN.

Eines der hübschen Bogenfenster an der Vorderseite des Pförtnerhauses war mit Brettern vernagelt, bei dem anderen fehlten mehrere Scheiben, und die einst weiße Mauer war jetzt schmutzig grau und unter dem dichten Efeugestrüpp, das sich in jeden Winkel und jede Vertiefung geschlängelt hatte, kaum noch zu sehen. An der Eingangstür blätterte die Farbe ab, der Messinggriff war dunkel angelaufen und voller Dellen, und der Lattenzaun hinter dem Haus, der schon seit langem den Kampf gegen das dahinter liegende Unterholz aufgegeben hatte, lehnte schief gegen den halb verrotteten Schuppen, der einst zu einem zauberhaften Bauerngarten gehört hatte.

Immerhin, so hatte Flora ihr schlechtes Gewissen beruhigt, als sie von zu Hause weggegangen war, immerhin waren Mr. und Mrs. Futter noch da, der Obergärtner und die Haushälterin, die schon seit Urzeiten im Pförtnerhaus lebten und dort drei Kinder großgezogen hatten; sie würden sich weiterhin um das Anwesen kümmern. Wie lange waren sie wohl schon fort? fragte sie sich jetzt. Und wenn Pa es mit seinen Wutanfällen sogar geschafft hatte, die Futters zu vertreiben – die treuesten Bediensteten, die sie je gehabt hatten –, wie sollte Ma, die ihr ganzes Leben an Haushaltshilfen gewöhnt war, das riesige Haus allein versorgen?

»Mir scheint, dein Vater kümmert sich nicht sonderlich um seinen Besitz«, bemerkte Oskar, während er vorsichtig zwischen wuchernden, vernachlässigten Kirschlorbeersträuchern die Einfahrt entlangfuhr. »Oder vielleicht wollten sie nicht mehr in diesem Haus leben, wo sie so viel Unglück erlebt haben, und sind fortgezogen?«

»Nein.« Floras Stimme klang bestimmt. »Pa würde Seddons niemals verlassen. Das

Anwesen ist seit vier Generationen im Besitz der Familie – fünf, wenn man Axel mitzählt.«

Zwanzig Meter weiter beschrieb die Einfahrt eine Kurve nach rechts, dann nach links und tauchte in ein dichtes Gehölz aus Birken und Mehlbeeren, Gabeleichen und Ebereschen, Buchen, Lärchen und Bergahorn. Nach etwa hundert Metern öffnete sich vor ihnen ein schmales, von steilen Hügeln umgebenes Tal, das ihnen einen ersten Blick auf Seddons, Floras früheres Zuhause, bot.

Das Anwesen lag am Ende einer prachtvollen Lindenallee auf einer Anhöhe, umgeben von Rasenflächen und Sträuchern, durch die darüber liegende, dicht mit Bäumen bewachsene Hügelkuppe vor dem schneidenden Ostwind geschützt. Mit seiner breiten, nach Süden gerichteten Fassade aus weichem Purbeck-Kalkstein, den Zinnen und Türmen und den großen, unterteilten Fenstern sah das Haus genau nach dem aus, was es war – die luxuriöse Spielerei eines reichen Mannes. Gebaut mit dem Vermögen, das Floras Urgroßvater, Alfred Seddon, im Laufe seines langen Lebens angehäuft hatte, beeinflusst sowohl von seinen Reisen in den Orient wie auch von seinen ländlichen, englischen Wurzeln und geplant als Aufbewahrungsort für die gewaltige Sammlung von Kunstgegenständen, die er von seinen zahlreichen Abenteuern mitgebracht hatte – Teppiche aus Persien und Marokko, kunstvoll geschnitzte Paravents aus Indien, französische Möbel, Gemälde aus Italien und Spanien, kostbares chinesisches Porzellan –, bestand das Gebäude aus einem wilden Stilgemisch, teils englisches Herrenhaus, teils orientalischer Palast, teils Fantasieschloß. Da er kein Interesse am Reiten, Jagen und Angeln hatte, den klassischen Beschäftigungen eines vermögenden Herrn auf dem Lande, hatte Alfred nur so viel Grund gekauft, wie nötig war, um seine Ruhe zu haben, und dann sein abgelegenes Plätzchen mit Bäumen und Sträuchern aus aller Welt bepflanzt: ein Kirschbaum von den Fidschiinseln und eine japanische Azalee, Wacholder aus der Mongolei und eine koreanische Magnolie, eine sibirische Klematis und eine spanische Quitte – alles Mitbringsel aus fünfzig Jahren Sammelleidenschaft. Als die Straße wieder zwischen Bäumen verschwand, stieß Flora einen Seufzer der Erleichterung aus – immerhin sah Seddons selbst noch genauso aus wie früher ...

Aus der Nähe jedoch war die Verwahrlosung deutlicher zu erkennen. Aus den makellosen Rasenflächen vor dem Eingang war eine verwilderte Wiese voller Klee, Butterblumen und Gänseblümchen geworden; aus dem Kies der Einfahrt sprossen Löwenzahn und Ampfer, und der Springbrunnen in der Mitte mit seinen bronzenen Fischen und Nymphen (Alfreds aufwendigstes Projekt, per Schiff aus Griechenland importiert, und einst Wilfreds ganzer Stolz) war tot und still, das Becken drum herum mit smaragdgrünen Algen bedeckt. Die hohen Schiebefenster im Erdgeschoß waren gegen neugierige Blicke mit Holzläden verrammelt, und die steinernen Wasserspeier an der Dachtraufe hatten häßliche graubraune Flecken an den Mauern hinterlassen.

»Komm«, sagte Oskar und schaltete den Motor aus. »Wenn wir das schon tun müssen, sehen wir zu, daß wir es hinter uns bringen.« Er half seiner Frau, die den Kleinen auf dem Arm trug, aus dem Auto, lief dann die Stufen zu der schweren, eisenbeschlagenen Eichentür hinauf und zog kräftig an der Klingelschnur.

Ihr lautes Bimmeln verhallte ohne jede Reaktion, und er mußte sie noch zweimal betätigen, bevor innen endlich mühsame, schlurfende Schritte zu hören waren. Riegel

wurden zurückgezogen, die Klinke wurde heruntergedrückt, und die Tür öffnete sich langsam und widerstrebend ein paar Zentimeter, gerade weit genug, um einen abgestandenen Geruch nach Hammelfleisch und Kohl herauszulassen.

»Wer sind Sie? Was wollen Sie?«

»Guten Tag, Sir –«, begann Oskar höflich.

»Sparen Sie sich die Mühe, ich kaufe nichts«, lautete die brüske Antwort. »Und jetzt verschwinden Sie.« Die Tür wurde wieder zugeschoben.

»Pa?« Flora rückte Axel in ihrem Arm zurecht und trat einen Schritt vor. »Pa, ich bin's, Flora.«

»Flora?« Die Tür öffnete sich vorsichtig ein Stück, und in dem Spalt zeichnete sich ein wäbrigblaues Auge unter einer buschigen grauen Braue ab. »Hab ich das richtig verstanden?«

»Wilfred«, ertönte Gertrudes vertraute, tiefe Raucherstimme von hinten, »ist das Michael?«

Also war zumindest Michael Allott noch da, dachte Flora. Damals, als er angefangen hatte, Seddons mit Lebensmitteln zu beliefern, ein pummeliger Zwölfjähriger mit Brille, teigigem Gesicht, einem Wust brauner Haare und riesigen, abstehenden Ohren, hatte sie zunächst Mitleid mit dem Jungen gehabt. Er hatte seine Mutter bei der Geburt verloren, sein Vater George, dem mehrere Geschäfte in Market Needing gehörten, schimpfte pausenlos mit ihm und putzte ihn herunter, und in der Schule hänselten ihn alle wegen seiner Häßlichkeit und seiner schlechten Augen. Doch dann hatte Wilfred den Jungen überraschend ins Herz geschlossen. Immer häufiger war Michael an seinen freien Tagen bei ihnen aufgetaucht, um irgendwelche Aufgaben im Haus zu übernehmen oder Botengänge zu erledigen, und Flora hatte sich geärgert, weil er so gut mit ihrem Vater zurechtkam und ihre Mutter die beiden in ihrer merkwürdigen Freundschaft noch unterstützte. Michael war dumm, langsam und ungeschickt, ganz anders als ihre gutaussiehenden, intelligenten Brüder, aber wenn er da war, wurde Pa munter, aufmerksam, beinahe fröhlich. Daß er einen einfachen Lieferantenjungen – auch wenn dessen Vater das Geschäft gehörte – seiner eigenen Tochter vorzog, hatte Flora zutiefst gekränkt.

»Nein, es ist nicht Michael«, sagte Wilfred und zog die Tür ein Stück weiter auf. »Ich glaube, es ist Flora.«

»Flora?«

Wieder näherten sich Schritte, schneller und leichter als Wilfreds, die Tür wurde aufgerissen, und im Rahmen tauchte Gertrude Seddon auf, groß und hager, mit tiefliegenden braunen Augen und dichtem, zu einem unordentlichen Knoten geschlungenem Haar.

»Flora?« rief sie aus. »Bist du es wirklich?« Sie stürzte mit ausgebreiteten Armen auf den Treppenabsatz, blieb dann jedoch abrupt stehen. »Und ein Baby! Oh, meine süße Kleine!«

Hinter ihr spähte Wilfred mißtrauisch aus der dunklen Halle. Er trug eine mottenzerfressene Strickjacke über einem gestreiften Schlafanzugoberteil, seine braune Twillhose war schmutzig und geflickt, und seine Füße steckten in abgewetzten karierten

Hausschuhen. Er war schon immer kleiner als seine Frau gewesen, doch jetzt schien er noch mehr geschrumpft zu sein. Er sieht aus wie ein alter Mann, dachte Flora, erschrocken darüber, wie sehr ihr einst so kraftvoller Vater sich in nicht einmal vier Jahren verändert hatte.

»Ist er das?« fragte er herrisch und starrte auf Oskars ausgestreckte Hand. »Ist das dein verdammter Deutscher?«

»Wilfred, bitte!« flehte Gertrude.

»Pa«, protestierte Flora. »Fang nicht wieder –«

Einen schrecklichen Moment lang dachte sie, Oskar würde ihn schlagen, doch er nickte nur kurz auf Gertrudes gestammelte Entschuldigung – »es tut mir so leid, bitte verzeihen Sie meinem Mann ...« –, drehte sich um und ging die Stufen hinunter.

»Flora, Liebes«, sagte Gertrude entschuldigend, »du weißt, dein Vater meint es nicht so –«

»Oh doch, und ob!«

»Es ist nur die Überraschung, weiter nichts. Wir hatten nicht damit gerechnet –«

»Ich will diesen verdammten Deutschen nicht in meinem Haus haben!«

»Wilfred, jetzt hör schon auf! Sieh doch nur, hier ist –«

»Dein Enkel«, sagte Flora und streckte ihrem Vater den Kleinen hin wie ein Kultopfer zur Versöhnung eines erzürnten Gottes. »Siehst du, Pa? Ich habe dir deinen Enkelsohn mitgebracht.«

»Ach ...« Zärtlich blickte Gertrude auf das schlafende Baby hinunter. »Er ist einfach hinreißend! Wilfred, komm und sieh ihn dir an.«

»Ein Junge?« Widerstrebend kam Wilfred herangeschlurft.

»Da, siehst du?« Gertrudes Stimme klang besänftigend. »Warum mußt du nur so ein Theater machen?«

»Theater?« Wilfred lief vor Wut rot an. »Wo unsere Tochter einen Deutschen – einen verdammten Deutschen – hier anschleppt, in unser Haus?!«

Nervös blickte Flora über ihre Schulter und begegnete dem eisigen Blick ihres Mannes. Er lehnte mit verschränkten Armen und finsterner Miene am Auto.

»Aber sag mal, Liebes«, sprang Gertrude hastig ein, um die angespannte Stille zu durchbrechen, »wie heißt denn mein süßer kleiner Enkel?«

»Axel«, Flora sprach laut und deutlich, damit Oskar es hören konnte. »Axel Wilhelm Perl.«

»Axel?« bellte Wilfred. »Wilhelm? Wie kannst du es wagen, die Namen deiner Brüder zu besudeln –«

»Wilfred, bitte!«

Oskar löste sich aus seiner Haltung, holte die Andrehkurbel aus dem Fußraum und ging mit steifen Schritten zur Vorderseite des Wagens. Er drehte die Kurbel – einmal, zweimal, dreimal –, bis der Motor ansprang. Dann ging er zurück zur Fahrtür, öffnete sie und stieg ein.

Hin und her gerissen zwischen der Loyalität gegenüber ihrem Mann und dem Wunsch, den Riß zwischen ihr und ihren Eltern zu kitten, und sei es nur um Gertrudes willen, fuhr Flora ihren Vater an.

»Herrgott noch mal, Pa, es ist vierzehn Jahre her, daß Will und Alex gefallen sind. Begreifst du denn nicht, was dein Rachezug uns allen antut? Wann hörst du endlich damit auf?«

»Niemals!« Wilfred war dunkelrot vor Zorn. »Solange du mit diesem – diesem Kerl verheiratet bist, wirst du keinen Fuß über meine Schwelle setzen!« Er schüttelte die Faust in Oskars Richtung, dann machte er kehrt und verschwand im Haus.

»Liebes ...« Gertrude war aufgelöst. »Bitte geht nicht, solange er so aufgebracht ist. Laß mich mit ihm reden ...«

»Wozu soll das gut sein?« fragte Flora. »Ich muß verrückt gewesen sein, mir einzubilden, er hätte sich vielleicht geändert.« Während sie zu Oskar hinübersah, der ungeduldig mit den Fingern auf das Lenkrad trommelte, mußte sie an all die anderen Male denken, als ihre Mutter sich auf Wilfreds Seite gestellt hatte. »Und warum verteidigst du ihn immer, selbst wenn er im Unrecht ist?«

Überraschend füllten sich Gertrudes Augen mit Tränen. »Liebes, ich weiß, wie ungerecht dir das vorkommen muß, aber wenn du nur versuchen könntest zu verstehen ...« Unruhig blickte sie über ihre Schulter. »Er ist bestimmt in seinem Arbeitszimmer. Da geht er immer hin, wenn er aufgebracht ist. Gib mir nur ein paar Minuten, um mit ihm zu reden –«

Wieder wallte er in ihr auf, stärker als je zuvor, der verzweifelte Zorn, der Flora so lange von Suffolk ferngehalten hatte und der sie, mehr noch als der Wunsch, ihrem Mann einen Gefallen zu tun, dazu bewegt hatte, ihrem Sohn einen deutschen Namen zu geben. »Warum stellst du dich immer auf seine Seite?« wiederholte sie. »Wann bin ich endlich mal dran?«

»Hab nur ein wenig Geduld, Liebes. Ich kann ihn zur Vernunft bringen, ich weiß, daß ich es kann – vielleicht, wenn nur du und das Kind ...?«

»Wie kannst ausgerechnet du mich bitten, Pa vor meinen Mann zu stellen?«

Darauf blieb nichts mehr zu sagen. Widerstrebend ließ Flora sich von ihrer tränenüberströmten Mutter umarmen, dann schlang sie die Arme fester um ihren Sohn, ging langsam die Stufen hinunter und kletterte neben Oskar in den Wagen.

Als sie um den vermoderten Brunnen herumfuhren, um den langen Heimweg anzutreten, blickte sie sich noch einmal um und sah, wie ihr Vater zur Tür herausgerannt kam. Er fuchtelte wild mit Alex' Revolver herum, doch als er zielen wollte, trat Gertrude vor ihn und drückte seine Hand hinunter. Dann beugte sie den Kopf, küßte ihn sanft auf die Stirn – als wäre er ein Kind, das Trost brauchte, dachte Flora, die unwillkürlich Mitleid verspürte – und führte ihn zurück ins Haus.

Als sie an dem verlassenen Pförtnerhaus vorbeierollten, setzte der Nieselregen wieder ein. Axel regte sich und begann zu schreien.

»Du hattest recht«, sagte Flora traurig. »Ich hätte meine Mutter vorwarnen sollen. Sie hätte mir geraten, zu Hause zu bleiben.«

Kapitel 2

An Lila Watkins' siebzehntem Geburtstag, kurz bevor sie ihr Zuhause verließ, gab ihre Mutter ihr eine Warnung mit auf den Weg. »Die Liebe wird überschätzt. Hör auf meinen Rat und heirate einen Mann, der Geld hat – und vor allem mach auf keinen Fall den Fehler, dir ein Kind andrehen zu lassen.«

Doch Lila hörte nicht auf sie. Gelangweilt von den faden, kleinbürgerlichen jungen Männern ihres Bekanntenkreises, sehnte sie sich nach einem Ritter in schimmernder Rüstung, einem Helden, der sie auf Händen tragen würde. Als sie an einem Novembertag des Jahres 1929 in einem Café am Piccadilly Circus, in das sie vor dem Regen geflüchtet war, versehentlich mit Archie McAndrew zusammenstieß (und ihm dabei heißen Tee über das Tweedjackett schüttete), wußte sie sofort, daß sie ihn gefunden hatte.

Zu dem Zeitpunkt war sie seit knapp zwei Monaten in London, um an der Royal Academy of Music Klavier zu studieren, hatte jedoch immer noch Mühe, sich in der Hauptstadt zurechtzufinden. Als Archie, der mit einem großen, ziemlich schmutzigen Taschentuch an seinem nassen Ärmel herumtupfte, darauf bestand, ihr einen neuen Tee zu bestellen, und sie fragte, ob er sich zu ihr gesellen dürfe, antwortete sie begeistert »oh ja, gerne!« und kam sich dabei ungeheuer verrückt vor.

Er sei nur für ein paar Wochen in England, erklärte er, während er ihr den Stuhl zurechtrückte, und hause in einer billigen Pension in der Nähe der Euston Station; seine Anwälte seien damit beschäftigt, den Grundbesitz seines verstorbenen Onkels zu veräußern, und er hoffe, daß genug Geld zusammenkomme, um die Hypothek auf Saggieden, seine Kaffeeplantage in Kenia, abzuzahlen.

»Ich hatte gerade angefangen, mir ein wenig leid zu tun«, vertraute er ihr an, während sie darauf warteten, daß die Kellnerin ihre Bestellung brachte. »Ich kenne kaum noch einen Menschen in England, und ich hatte ganz vergessen, wie kalt es hier zu dieser Jahreszeit ist, ganz zu schweigen von dem Lärm und dem Verkehr und den vielen Menschen – ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie sehr ich mich freue, daß eine so charmante junge Dame mein Jackett mit Tee übergossen hat.«

Lila war noch nie jemandem wie ihm begegnet. Als er schließlich eine weitere Kanne Tee und Kuchen für zwei bestellte, kam es ihr vor, als hätte sie ihn schon immer gekannt, und erst als er fast zwei Stunden später aufstand, um die Rechnung zu begleichen, wurde ihr bewußt, daß sie einem völlig Fremden ihre Lebensgeschichte erzählt hatte – daß ihr Vater zwei Tage vor ihrem dritten Geburtstag in Gallipoli gefallen war, daß ihre Mutter Dorothy sich fast ein Jahr lang mühsam allein durchgeschlagen hatte, bis sie von Frank Heaver, der ein Herrenbekleidungsgeschäft an der beliebtesten Durchgangsstraße von Bournemouth und eine große, komfortable Villa im nahe gelegenen Gillisham besaß (und mit seinen dreiundvierzig Jahren nicht mehr Gefahr lief, zum Militärdienst einberufen zu werden), gerettet worden war. Sie erzählte ihm, was für ein wunderbarer Mann Onkel Frank war, »so nett, als wäre er mein richtiger Vater«, und wie sehr ihre Mutter angesichts der Tatsache, daß sie selbst mittellos und mit einem ungeplanten Kind – »ich war ein Unfall, wissen Sie« (hier errötete sie vor Scham) – zurückgeblieben war, darauf gedrängt hatte, daß sie, Lila, imstande war, sich selbst ihren Lebensunterhalt zu

verdienen, falls ihr etwas Ähnliches zustieß. Sie gestand ihm sogar – es war das erste Mal, daß sie diesen rebellischen Gedanken laut äußerte –, sie sei gar nicht sicher, daß sie aus der Musik einen Beruf machen wolle, sie spiele viel lieber zu ihrem eigenen Vergnügen, als andere zu unterrichten.

Es war Frank gewesen, selbst kein guter Spieler, aber ein begeisterter Musikliebhaber, der Lilas Talent entdeckt hatte, als sie kaum sechs Jahre alt war. Er hatte Privatunterricht für sie organisiert und sie ermutigt weiterzumachen, obwohl Dorothy sich beschwerte, von den endlosen Tonleitern und Arpeggios bekäme sie Kopfschmerzen. Erst als Lilas Klavierlehrerin andeutete, ihre Schülerin hätte das Zeug dazu, ganz an die Spitze zu gelangen, hatte Dorothy ihre Einstellung geändert; sie hatte gegenüber ihren Bridge-Freundinnen mit dem vielversprechenden Talent ihrer zwölfjährigen Tochter geprahlt – »das hat sie natürlich von meiner Seite der Familie!« – und Frank befohlen, das alte Klavier seiner verstorbenen Mutter gegen ein neues auszutauschen, denn »für meine Lila ist nur das Beste gut genug!«. Wenige Tage später hatten sie einen Stutzflügel gekauft und einen pensionierten Herrn, der einst beim Royal Philharmonic Orchestra die Musiker ausgewählt hatte, engagiert, um Lilas Fähigkeiten bestmöglich zu fördern.

»Na also«, hatte Frank bei sich gemurmelt, als Dorothy sich anschickte, einen Plan für Lilas Übungsstunden aufzusetzen. »Das Spielen macht der Kleinen so viel Freude ...«

Doch es war mehr als nur Freude. Zu dem Zeitpunkt hatte Lila entdeckt, daß die Musik ihr eine Fluchtmöglichkeit vor den Schwierigkeiten des Erwachsenwerdens bot. Sie tröstete sie, wenn sie traurig war, leistete ihr Gesellschaft, wenn sie einsam war, und gab ihr das Gefühl, mehr zu sein als nur eine hübsche Puppe (»zum Anbeißen«, wie Dorothy anerkennend bemerkte, als Lila sich mit fünfzehn plötzlich von einer linkischen Heranwachsenden in eine wohlgerundete junge Frau verwandelte), für die das Leben nichts anderes bereithielt als die Heirat mit einem passenden Ehemann und die entsetzlich langweiligen gesellschaftlichen Verpflichtungen, denen ihre Mutter und ihr Stiefvater folgten, eine endlose Reihe von Morgenkaffees, Mittagessen im Golfclub, Bridge-Abenden und Cocktailpartys. Als ihr ein Platz an der Royal Academy angeboten worden war, hatte sie die Gelegenheit sofort beim Schopf gepackt, ohne darüber nachzudenken, ob es überhaupt das war, was sie wollte.

Als Archie sich schließlich erbot, sie zu ihrer Pension zu begleiten, wußte sie auch schon einiges über ihn: daß er einundvierzig war (genauso alt wie ihre Mutter, was ihr im ersten Moment einen Schock versetzte); daß er, nachdem er seine Eltern bei der Grippeepidemie von 1918 verloren hatte, auf Weltreise gegangen war, bis er an seinem einunddreißigsten Geburtstag in Kenia gelandet war, sich in das Land verliebt und bis zum Hals verschuldet hatte, um Seggieden zu kaufen, die heruntergekommene Farm in den Ngongbergen, wo er immer noch allein lebte, »abgesehen von meinen Kikuyu-Jungs natürlich«. Als er sich mit einem kräftigen Handschlag und der Bitte, sie wiedersehen zu dürfen, von ihr verabschiedete, war Lila seinem Zauber rettungslos verfallen. Ein paar Wochen später fragte sie ihn bei einem Spaziergang durch den Regent's Park schüchtern: »Wie kommt es, daß Sie nicht verheiratet sind?« Er lächelte und erwiderte ohne den geringsten spöttischen Unterton: »Wahrscheinlich habe ich darauf gewartet, Ihnen zu begegnen.« Und als er nur zwei Tage darauf um ihre Hand anhielt, nahm sie seinen Antrag, ohne zu

zögern, an, absolut sicher, daß sie den Mann ihres Lebens gefunden hatte.

Doch sie hatte nicht mit ihrer Mutter gerechnet.

Als sie mit Archie nach Gillisham fuhr, schien Dorothy zunächst recht angetan von dem neuen Verehrer ihrer Tochter, fragte ihn beim Aperitif nach dem gesellschaftlichen Leben in Nairobi aus und flirtete während des Abendessens wie ein junges Mädchen mit ihm. Doch als Frank ihn in der Rolle des fürsorglichen Stiefvaters nach seinen Aussichten fragte und Archie, der nicht ahnte, wie wichtig dieses Thema war, ehrlich Auskunft über seine prekäre Finanzlage gab, änderte sich ihr Verhalten abrupt.

»Kommt überhaupt nicht in Frage«, erklärte sie Lila, als sie unter sich waren. »Ich werde nicht zulassen, daß du deine Karriere für einen Mann aufgibst, der keinen Shilling besitzt – und der obendrein alt genug ist, um dein Vater zu sein!«

»Aber ich will diese Karriere überhaupt nicht!« protestierte Lila. »Ich würde sofort mit dem Studium aufhören, wenn ich dafür mit Archie zusammensein könnte.«

»Wenn du wüßtest, wie furchtbar es ist, arm zu sein«, herrschte Dorothy sie an, »wärest du nicht so versessen darauf, es auszuprobieren.«

In der Hoffnung auf Unterstützung lief Lila zu Frank, der in seinem Arbeitszimmer saß, doch dieses Mal stellte sich ihr Stiefvater nicht auf ihre Seite. »Aber, aber, mein liebes Kind«, sagte er sanft. »Du weißt, wie deine Mutter ist, wenn sie einmal eine Entscheidung getroffen hat, und in diesem Fall muß ich ihr zustimmen.«

»Sie behauptet, Archie ist zu alt für mich«, schluchzte Lila voller Wut und Enttäuschung. »Dabei warst du sogar noch älter, als sie dich geheiratet hat!«

Frank rutschte unbehaglich auf seinem Stuhl herum. »Hmm, das ist in der Tat nicht sehr nett von ihr, mein Herz, aber ... nun ja, die Situation war etwas anders ...«

»Du meinst, weil sie mich durchfüttern mußte?« Das Ganze war so ungerecht, fand Lila, zumal sie beide wußten, daß Mummy ihn nur wegen seines Vermögens geheiratet hatte. »Sie ist so eine Heuchlerin – Onkel Frank, und wenn du Archie nun das Geld für seine Hypothek leihst?«

»Mein liebes Kind«, sagte Frank und stand auf, um sich einen großen Pink Gin einzuschenken, sein Allheilmittel in schwierigen Zeiten, »das würde deine Mutter niemals erlauben.« Und damit war das Thema erledigt.

So kam es, daß Lila am 14. Dezember, zwei Tage bevor sie für die Weihnachtsfeiertage nach Hause fahren sollte, einen Brief an ihre Mutter auf den Kaminsims ihrer Wirtin legte, ihren nagelneuen Reisepaß nahm (den sie mit Hilfe eines ehemaligen Schulfreundes von Archie, der im Home Office arbeitete, illegal erworben hatte, denn sie war noch nicht einundzwanzig) und mit dem Bus zur Waterloo Station fuhr, wo Archie auf sie wartete. Sie würden mit dem Zug nach Southampton fahren und von dort zu der langen Seereise nach Kenia aufbrechen. Sechs Wochen später heirateten sie in der kleinen aus Lehm gebauten schottischen Mission, die eine Meile von Seggieden entfernt lag.

Zu dem Zeitpunkt hatte Lila sich ein zweites Mal verliebt – in Kenias dunkelrote Erde, in den dramatischen Ausblick von der Veranda ihres neuen Zuhauses, nach Süden zum Kilimandscharo und nach Norden zum Mount Kenia, in die rasanten, glühenden

Sonnenuntergänge und in die Buschböcke und Ducker, die bei Tagesanbruch auf ihrem Rasen ästen. Nichts in ihrem bisherigen Leben hatte sie auf die heißen Tage und kalten Nächte vorbereitet, auf die Pflanzen, die wie exotisches Unkraut rund um den Bungalow wuchsen: Akazie, Bougainvillea, Oleander und Schmucklilien, die in der Dämmerung unheimlich leuchteten und die Luft mit ihrem schweren, drückenden Duft erfüllten. Selbst die schlichteren Gerüche – der getrocknete Dung, den Archies Kikuyu-Feldarbeiter in ihren Kochfeuern verbrannten, der scharfe, säuerliche Geruch ihres Schweißes, der kräftige, pfeffrige Duft der frisch geernteten Kaffeebohnen – erregten sie. Wenn sie nachts wach lag, während ihr frisch angetrauter Ehemann zufrieden schnarchte, und das Fauchen eines Leoparden oder das Bellen einer Hyäne hörte und der Duft der Mimosen vor ihrem Fenster hereinwehte, durchströmte sie die Freude über das wunderbare neue Leben, das sie durch ihre Rebellion erlangt hatte.

Aber das Beste von allem war die Entdeckung, daß die körperliche Liebe keineswegs eine lästige Pflicht war, wie ihre Mutter stets angedeutet hatte, sondern – zumindest mit Archie – etwas ungeheuer Aufregendes und Lustvolles. Als genau neun Monate nach der Hochzeit Hope geboren wurde, »unsere Hoffnung für die Zukunft«, wie Archie sie nannte, und er Lila ein Klavier schenkte, das mit einem Ochsenkarren den ganzen Weg von Nairobi herübergeschleppt worden war, fand sie, sie sei die glücklichste Frau auf der ganzen Welt. Um so merkwürdiger war es, als sie keine Woche darauf in so tiefe Verzweiflung stürzte, daß sie kaum die Energie aufbrachte, aus dem Bett aufzustehen.

»Keine Sorge«, tröstete Archie sie, wenn sie wegen der geringsten Kleinigkeit in Tränen ausbrach. »Du bist einfach nur erschöpft.«

»Es braucht seine Zeit«, sagte er verständnisvoll, wenn sie, anstatt sich um ihre Tochter zu kümmern, den ganzen Tag im abgedunkelten Wohnzimmer döste oder die halbe Nacht am Klavier saß und Hopes hungriges Wimmern mit Mozart, Chopin, oder Brahms übertönte und sich in der Musik verlor, wie sie es in ihrer einsamen Kindheit getan hatte. Und anstatt begierig auf Archies amouröse Avancen einzugehen, wie sie es bisher getan hatte, stieß sie ihn von sich, rollte sich zusammen und wehrte jeden Annäherungsversuch ab. Was war denn nur los mit ihr? fragte sie sich. Sie hatte einen wunderbaren Mann und ein entzückendes Baby. Warum konnte sie sich nicht über ihre kleine Tochter freuen, wie Archie es so offensichtlich tat?

Dabei war Hope nicht mal ein schwieriges Kind, ganz im Gegenteil, wie Beatrice, die eingeborene Amme, die Archie aus lauter Verzweiflung eingestellt hatte, bemerkte, »die Kleine ist wie Sonne, Memsahib, strahlt ganzen Tag«. Und Archie legte eine grenzenlose Geduld an den Tag und schob Lilas Lustlosigkeit, ihre plötzlichen Wutanfälle und die Vernachlässigung ihrer Mutterpflichten auf ihre Jugend (schließlich war sie erst achtzehn) und Unerfahrenheit. Doch als die Wochen ins Land gingen, ohne daß sich irgendeine Besserung abzeichnete, wurde er zusehends unruhiger. War es seine Schuld? fragte er sich. Erwartete er zu viel von dem unschuldigen Mädchen, das er so überstürzt geheiratet hatte?

»Ach, da machen Sie sich mal keine Sorgen«, sagte Mrs. Anderson, die Frau des Pfarrers, als er sie um Rat fragte. »Geben Sie dem Mädchen ein bißchen Zeit, dann wird sich das schon finden.« Und tatsächlich begannen die düsteren Wolken sich ganz

allmählich, fast unmerklich zu verziehen, so daß Lila, als Hopes erster Geburtstag nahte, zwar noch keine mütterlichen Gefühle hegte, aber immerhin in der Lage war, die alltäglichen Pflichten als Mutter zu erfüllen. Als Archie jedoch Andeutungen machte, daß er gerne ein zweites Kind hätte, »diesmal einen Sohn, der später die Farm übernehmen kann«, wich sie ihm aus, zum einen in Erinnerung an die Warnung ihrer Mutter, zum anderen weil sie wenig Drang verspürte, eine Erfahrung zu wiederholen, die ihr bisher so wenig Freude gebracht hatte. Sie war selbstüchtig, schalt sie sich, als sie die Tage zwischen ihrer Regel zählte und sich im stillen freute, wenn das Blut kam – schließlich konnte Beatrice sich ebensogut um zwei Kinder kümmern –, doch Hopes unübersehbare Vorliebe für ihre farbige aya führte ihr täglich ihren Mangel an mütterlichen Gefühlen vor Augen. Erst 1933, als Hope fast drei Jahre alt war, gab sie nach. »Nächstes Mal mache ich es besser«, versprach sie Archie. »Versprochen.«

Ihre Regel war bereits eine Woche überfällig, und sie wartete nur noch auf den passenden Augenblick, um ihrem Mann die freudige Nachricht mitzuteilen, nach der er sich so sehnte, als es passierte.

Er war vor Tagesanbruch aufgestanden, um die Löwin zu jagen, die seit einer Woche um die Siedlung der Eingeborenen herumschlich. Als er zum Frühstück nicht zurück war, machte Lila sich noch keine Sorgen; er blieb oft stundenlang fort, wenn die Jagd gut war, begleitet von Juma, seinem Fährtensucher, und Monty, seinem Rhodesian Ridgeback. Erst am Nachmittag, als der Hund schwer verwundet und blutend aus dem Busch gehumpelt kam, wurde Lila bewußt, wie lange Archie schon fort war. Als sie Njombo, seinen Aufseher schließlich überredet hatte, einen Suchtrupp loszuschicken, blieb ihnen nur noch eine knappe Stunde Tageslicht.

Es war ein Büffel – das gefährlichste Tier in Afrika, wie Archie sie bei ihrer Ankunft in Seggieden gewarnt hatte, weil es so unberechenbar war –, der all ihre Träume für die Zukunft zerstörte.

Nach Einbruch der Dunkelheit schleppte Juma sich in die Eingeborenensiedlung, und am nächsten Tag fanden sie auch Archie – beziehungsweise das, was von ihm übrig war: von Hörnern durchbohrt, niedergetrampelt und von nächtlichen Aasfressern angenagt. Die grausame Art seines Todes und das quälende Gefühl, sie hätte ihn retten können, wenn sie nur entschlossener reagiert hätte, stürzten Lila erneut in tiefste Verzweiflung, und die weiteren Schläge, die im Lauf der nächsten Wochen folgten, brachten sie beinahe um den Verstand.

Juma überlebte seinen Herrn nur um zwei Tage, und Montys Verletzungen waren so schlimm, daß sie beschlossen, ihn von seinem Leid zu erlösen. Hopes hysterische Reaktion, als sie unbemerkt auf der Veranda auftauchte und mit ansah, wie Njombo den gequälten Hund mit einem Kopfschuß tötete, bestärkte den Verdacht der abergläubischen Eingeborenen, daß Seggieden von bösen Geistern befallen war, und löste eine Massenflucht aus. Sämtliche Kikuyus verließen die Farm, und sogar Beatrice ließ sich von der allgemeinen Paranoia anstecken, nahm alles aus ihrer Hütte mit, was sie tragen konnte, und verschwand im Busch, so daß Lila mit ihrer verstörten Tochter allein zurückblieb.

Als ob das noch nicht ausreichte, kam ein Brief von Archies Bank in Nairobi mit der

Mitteilung, er sei mit den Raten für Seggieden (das immer noch hochverschuldet war, trotz der Finanzspritze aus dem Nachlaß seines Onkels) zwei Monate im Rückstand, und wenn die Außenstände nicht innerhalb von dreißig Tagen beglichen würden, sehe die Bank sich gezwungen, die Zwangsvollstreckung einzuleiten. Obendrein bekam Lila am gleichen Tag verspätet ihre Regel.

Die Nachricht von Archies Tod sprach sich herum, und immer mehr Gläubiger meldeten ihre Forderungen an, nicht nur in Kenia, sondern auch in England, übermittelt von Topper & Batt, Archies Londoner Anwälten. Bald wurde Lila klar, daß selbst nach einem Verkauf der Farm kaum noch genug Geld übrigbleiben würde, um für sie und Hope die Rückfahrt nach England zu bezahlen.

»Nein, Kindchen«, widersprach die Frau des Pfarrers, als Lila erklärte, sie würde dableiben und um Seggieden kämpfen, »Sie müssen an die Kleine denken – das hier ist nicht der richtige Ort, um allein ein Kind großzuziehen.« Auch der Versuch, Archies Bank in Nairobi um Aufschub zu bitten, war vergeblich.

Als sie sich mit Hope, die sich an ihren Rock klammerte, und einem einzigen Koffer, in dem alles war, was sie besaß, auf den langen Heimweg nach England machte, brannte Lila vor Zorn über die Ungerechtigkeit des Lebens.

Das Schiff, mit dem sie in Mombasa auslief, war kleiner und schäbiger als das, mit dem sie vier Jahre zuvor in Kenia gelandet war, und erst kurz vor Ende der Reise erfuhr sie, daß es gar nicht nach Southampton fuhr, sondern nach Genua. Als das Schiff am 31. Mai 1934 in den Hafen einlief, beschloß Lila, an der noch immer der Schmerz über den Verlust von Seggieden nagte, den Zufall entscheiden zu lassen.

»Also gut, werfen wir eine Münze«, sagte sie zu Hope und fischte einen Penny aus ihrem Portemonnaie. »Kopf heißt, ich schicke Onkel Frank ein Telegramm und bitte ihn, uns Geld für die restliche Heimreise zu schicken. Wenn es Zahl wird, nehmen wir den ersten Zug von Genua und schauen, wo er uns hinbringt.«

Hope hörte ihr nicht zu. Zum erstenmal seit Wochen war ihre Neugier geweckt, und sie stand an der Reling, um das Gewimmel auf dem Kai, die leuchtendbunt bemalten Fischerboote mit ihren fremdartigen Namen – Sant’Efisio, Emanuele II, Santa Giustina – und die dunkelhäutigen Schauerer Männer zu beobachten, die auf das Schiff zuschwärmten, um es zu entladen.

Mit einem kribbelnden Gefühl von Verwegenheit warf Lila die Münze in die Luft. Sie flog hoch, funkelte in der grellen Mittelmeersonne auf und fiel trudelnd wieder hinunter. Lila fing sie auf und klatschte sie auf ihren Handrücken.

»Zahl«, rief sie mit einem Gemisch aus Angst und Freude. Kurz vor dem vierten Halt, als der Zug aus einem Tunnel rollte und den Blick auf üppige Bougainvillea-Sträucher (eine schmerzliche Erinnerung an Afrika) und hohe Wohnhäuser mit trompe-l’œil-Malereien, hölzernen Fensterläden und gußeisernen Balkonen freigab, die sich hartnäckig an den steilen Hügeln festklammerten, beschloß sie, hier würden sie bleiben.

CASA VEDOVI, verkündete das Schild auf dem Bahnsteig. Hope an der einen Hand, den schweren Koffer in der anderen, trat Lila aus dem Bahnhofsgebäude, atmete den Geruch nach frischgebackenem Brot und Fisch, Knoblauch und Jasmin, Algen und Abwasser ein

und machte sich auf den Weg die steile Straße hinauf.

Jedes der Häuser, die in kräftigen, erdigen Schattierungen von Gelb, Terrakotta, Senf und Umbra gestrichen waren, sah anders aus; sämtliche Fassaden waren mit schwungvollen Schnörkeln, verschmizten Putten, unechten Architraven, Holzläden und Fenstern bemalt; offene Türen boten verlockende Einblicke in kühle, schattige Innenräume, und überall führten steile Steintreppen nach oben und nach unten, verschwanden verführerisch um irgendwelche Ecken oder endeten an kleinen, weißgekalkten, mit Wäsche behängten Innenhöfen, hinter deren Eisengittern Geranien, Bleiwurz und verwilderte Kletterrosen wuchsen.

»Mummy, Mummy!« rief Hope und zupfte aufgeregt an ihrem Ärmel. »Das Meer!« Lila spähte zwischen zwei steil aufragenden Mauern hindurch, und als sie dahinter das glitzernde Wasser einer sanft geschwungenen Bucht erblickte, fühlte sie sich zum erstenmal seit Archies Tod wieder ein wenig aufgemuntert.

VIA GARIBALDI stand auf dem Schild an der Steinmauer, die die Promenade vom einige Meter tiefer liegenden Strand trennte. An der Wasserseite drängten sich wie auf Auslegern gebaute Hütten mit wackeligen Tischen und Stühlen, und auch auf der Landseite reihten sich Cafés, Restaurants und Geschäfte aneinander. Am Ende der Bucht ragten hoch oben von einem Felsvorsprung die Zinnen einer alten Burg in den Himmel, und hinter einem breiten Torbogen sah man ein Dutzend kleiner Boote im geschützten Hafen vor Anker liegen. Während Lila noch dastand und überlegte, was sie jetzt tun sollte, begann die Glocke der Burg zu läuten, und als hätten sie nur auf dieses Signal gewartet, strömten plötzlich von überall her Leute auf die Straße.

Schlanke, sonnengebräunte Mädchen kamen flüsternd und kichernd aus den Türen und Gassen und schlenderten an den dunkelhäutigen, schwarzäugigen Jungen vorüber, die sich an allen Ecken zusammenscharten. Dicke, schwarzgekleidete Matronen ließen sich zu einem Schwatz auf ihrer Türschwelle nieder oder stapften mit strenger Miene zwischen verlegenen jungen Männern und Frauen einher, um die Annäherungsversuche ihres Nachwuchses zu überwachen. Ehepaare spazierten durch den abendlichen Sonnenschein, während ihre Kinder kreischend und lachend um sie herumrannten, und alte Männer mit mahagonibrauner Haut setzten sich in die Straßencafés, um Schach oder Domino zu spielen.

Ihre Fröhlichkeit war ansteckend; überall erklangen Rufe – »Ciao!« »Come stai?« »Buona sera!« – und munteres Geplauder, begleitet von strahlendem Lächeln und schwungvollen Gesten. Oben über der Straße wurden Holzläden geöffnet und Fenster aufgerissen, um die frischere Abendluft hereinzulassen, und man hörte das Klappern von Töpfen und Pfannen; Markisen wurden eingerollt, um die letzten Sonnenstrahlen zu genießen, und livrierte Kellner notierten die Bestellungen ihrer Gäste, während sie gleichzeitig den Mädchen hinterherschauten.

Lila überquerte die Straße, steuerte auf das nächstliegende Restaurant zu, setzte Hope an einen der Tische und sank neben ihr auf den Stuhl. Dann überkam sie plötzlich Panik angesichts dessen, was sie getan hatte, und sie brach in Tränen aus.

»Scusi, signora, cosa c'è?«

Die Frau war dick und mindestens fünfzig, aber sie hatte das netteste, rosige Gesicht